Auf dem Altare standen silberne Zieraten und die Wände waren bedeckt mit Votivtafeln, als silbernen Weihegaben, als Andenken an Gnaden, welche fromme Beter durch die Fürsprache der Mutter Gottes erlangt zu haben glaubten. Denn die Kapelle war in den ganzen Umgegend, viele Meilen ringsum, als ein vielbesuchtes Heiligtum, fast als Wallfahrtsort bekannt. Ueber, aber hinter dem Altare, auf welchem ein prächtiges Tabernakel sich befand, stand ein Bild der unbefleckten Jungfrau mit dem göttlichen Kinde, fast lebensgroß, von einem alten Meister in weißen Marmor gehauen. Jeder, der es in günstiger Beleuchtung sah, erklärte es für ein unvergleichliches Kunstwerk, welches dem größten Künstler Ehre gemacht haben würde. Der Ausdruck in den Zügen der Mutter war unaussprechlich gütig und milde, das Antlitz des Kindes majestätisch und freundlich zugleich.

Vor dem Altare hing, wie gewöhnlich in den katholischen Kirchen und Kapellen, eine silberne Lampe, welche Tag und Nacht brannte. Nie, auch nicht in der stürmischsten Nacht, erlosch sie; denn die Bewohner der Gegend brachten von dem reinsten Oel aus ihren Olivengärten mehr als nötig war. Für viele von ihnen war das helle Brennen der Lampe eine Sache von großer Wichtigkeit; denn sie war wie ein Leuchtturm oder Leitstern für den nächtlichen Reisenden. Darum war sie so aufgehängt, daß ihr heller Schein durch ein rundes Fenster über der Türe fiel und weithin gesehen werden konnte. Der Pfad, welcher von mehreren Dörfchen auf die Hauptstraße im Tale führte, ging an der Kapelle vorbei. Es war ein schmaler festiger Fußsteig am Abhange des Berges, zur Seite eines Abgrundes. Der Wanderer durfte kühn geradeaus gehen, so lange er das Licht der Lampe vor sich sah; wo ihm aber dieses durch einen vorspringenden Felsen verdeckt wurde, mußte er sich rechts wenden und kam dann, langsam bergab steigend, auf die breitere Straße. Wer sich an diese Regel hielt, der konnte nicht fehl gehen; und man wußte von keinem Unglück, welches sich je auf diesem Pfade zugetragen. So war also die Lampe, welche zunächst einem gottesdienstlichen Zwecke diente, zugleich auch eine zeitliche Wohltat für die Gegend. Der Altar Gottes entsandte sein helles Licht, um den dunklen und mühsamen Pfad durch das Gebirge — ein nur zu treues Bild des Lebenspfades — zu erhellen; und die Gedanken des einsamen Wanderers wurden unwillkürlich auf den heiligen Ort hingelenkt, wo sein Leitstern vor dem Gnadenthrone des Lammes glänzte, oder an das stets wache Auge der Vorsehung erinnert, welches von einem höhern Heiligtume aus seine Strahlen auf unsern freudelosen Pfad entsendet, um uns zu unserm Ziele zu geleiten.

Neben der Kapelle stand die bescheidene Hütte eines Priesters, der dort als Einsiedler lebte und zugleich der Seelsorger der Umgegend war, da die Pfarrkirche in einiger Entfernung lag.

An der Straße, die wir erwähnt haben, kaum eine halbe Stunde von der Kapelle entfernt, lag ein armes Gebirgsdörfchen, hauptsächlich von Holzhauern bewohnt, die in den umliegenden Wäldern arbeiteten. Unter den Hütten zeichnete eine sich aus durch ihr freundliches, reinliches Aussehen, wiewohl sie sonst klein und ärmlich war wie die andern. Das junge Ehepaar, welches sie bewohnte, war das fleißigste, tugendhafteste und glücklichste des Oertchens. Während Pierrot fleißig im Walde arbeitete, saß Annette, wenn sie nicht durch das Hauswesen in Anspruch genommen war, am Spinnrade, und ihr einziges Töchterchen zu ihren Füßen. Das Kind war noch nicht drei Jahre alt, aber schon sehr verständig und fromm. Wie fast alle Kinder in der Nähe der Kapelle, hatte es in der Taufe den Namen Maria erhalten. Es war die Freude seiner Eltern; denn es verband mit einem geweckten Geiste und einem heitern Gemüte ein sanftes und weiches Herz. Darum ruhten ihre Blicke auf ihm mit der ganzen Sorge zärtlicher Liebe.

Mit großer Bekümmernis bemerkten um diese Zeit beide Eltern, daß ihr Kind weniger gut aussah und daß seine Heiterkeit abnahm. Einige Tage lang wagten sie nicht, mit einander darüber zu sprechen; aber endlich erkannten sie, daß man den Arzt holen müsse; denn das Kind wurde alle Tage bleicher, magerer und schwächer. Doch alle Mittel blieben erfolglos und der Arzt erklärte, nur ein Wunder könne das Kind allein heilen. Die Eltern waren trostlos und schienen vom Schmerze ganz überwältigt zu sein, bis sich, da sie auf Erden keinen Trost fanden, ihre Gedanken um so inniger dem Himmel zuwandten, den sie freilich von Anfang an um Hülfe angerufen hatten.

An einem schönen Herbstabende sah man die Eltern langsam und traurig den schmalen Pfad zur Kapelle hinansteigen. Die Mutter trug auf ihren Armen eine kostbare Bürde, — leichter freilich als die, welche auf ihrem Herzen lastete, — ihr schwaches, krankes Kind, das sie sorgsam eingehüllt hatte, obgleich der Abend warm war.

Als sie vor der Kapelle ankamen, war es noch hell, und viele Landleute verrichteten dort auf der Rückkehr von der Arbeit ihr Gebet. Die Türe stand offen, und die Abendsonne drang durch dieselbe hinein und übergoß das Innere der Kapelle mit einem goldenen Scheine, so daß die Bilder und Verzierungen an den Wänden und die silbernen Zierrate auf dem Altare in wahrhaft königlicher Pracht erglänzten. Es schien so recht die Stunde zu sein, um große und kühne Bitten vor den Thron des Allmächtigen zu bringen; der Thronsaal des Königs der Könige schien mit verschwenderischer Pracht dazu hergerichtet zu sein, um den Lobgesang freudenerfüllter Herzen zu vernehmen und die Schätze reicher Gnaden auszuspenden. Die Landleute die in Gruppen andächtig betend umherknieten, kaum im Stande, die hellen Sonnenstrahlen zu ertragen, welche von dem silbernen Tabernakel widerglänzten, waren in diesem Augenblicke prächtiger und schöner geschmückt, als die reichsten und stolzesten irdischen Großen. Ihre einfachen Kleider wurden von dem goldenen Pinsel des Himmels reich verziert, ihre Häupter waren von einem Strahlenkranz umgeben und gleichsam gekrönt, und mit glühenden Zügen und feuchten Augen blickten sie zu dem empor, vor welchem aller irdische Herrscherglanz nichts ist. Und nun erscholl die Orgel in kräftigen Tönen, und alle stimmten in ein einfaches und ergreifendes Abendlied ein.

In diesem Augenblicke traten Pierrot und seine Frau über die Schwelle; sie blieben unwillkürlich stehen, wie von einer geheimnisvollen Gewalt festgebannt. Das hellstrahlende Licht, die goldige Atmosphäre, die frommen, freudeglänzenden Gesichter, die vollen Klänge stimmten nicht zu ihrem traurigen Gange, zu ihrem gepreßten, geängstigten, kummervollen Herzen. Sie kamen ja nicht mit besondern Ansprüchen auf Erhörung, sie wollten nur demütig um Erbarmen, Gnade und Frieden flehen. Nach einem Augenblicke aber schämten sie sich ihres Mangels an Vertrauen; sie machten kühn von dem Vorrechte Gebrauch, welches nach katholischer Auffassung dem Unglücklichen zusteht, und traten an die Stufen, welche zum Chore hinaufführten. Auf diese legte die Mutter ihre hilflose Bürde nieder; dann sanken beide in die Knie und bedeckten ihre tränenfeuchten Augen vor dem hellen, wiewohl jetzt schon erbleichenden Glanze, der sie blendete. Lang, innig und atemlos war ihr Gebet. Unterdessen war die Orgel verstummt, die Landleute waren einer nach dem andern still hinausgegangen; der Einsiedler verschloß die Türe, durch welche die letzten Strahlen des Abendhimmels eindrangen, und flüsterte dann dem trautigen Vater zu: „Ich habe die Türe nur angelehnt; bleibt so lange ihr wollt. Fasset Mut! Möge Gott euch trösten und auf die Fürsprache seiner heiligen Mutter euere Gebete erhören!“ Er war nicht wie Heli, der gute Einsiedler, — welcher Anna wegen ihres tiefbewegten Gebetes vor dem Heiligtume schalt.

Bei diesen Worten ließen beide die Arme sinken und schlugen die Augen auf. Sie waren allein mit ihrem Kinde; tiefe Stille herrschte ringsum. Man sah kein Licht mehr, als das der Lampe, welche zwischen ihnen und dem Altare hing. Mitten in der Luft schwebend, erschien sie wie eine silberne Quelle milden Lichtes, welches nicht in Strahlen hervordrang, nicht in feurigen Funken umhersprühte, nicht in unstetem, wechselndem Glanze flackerte, sondern sanft und gleichmäßig sich nach allen Seiten ergoß, den Mittelpunkt des heiligen Ortes mit einem hellen, reinen Lichtkreise erleuchtete und von da in einem gedämpften und milden Strome in die entfernteren Teile bis zum Gewölbe und bis zu den Wänden drang. Es war ein Licht, welches einen beruhigenden, stillenden Einfluß auf die Natur auszuüben schien; Lärm und Geräusch schien mit ihm unvereinbar zu sein; ein Lachen, ein lautes Wort, ein heftiges Murren hätte wie Gotteslästerung geklungen unter seinem Scheine. Es schien der Luft eine eigene Temperatur mitzuteilen, durch seinen stillen Glanz ihr eine angenehme Wärme zu geben, so daß es niemand fröstelnkonnte in dieser lieblichen Atmosphäre. Es verlieh den gewöhnlichen Gegenständen eine eigentümliche und milde Schönheit; an den kunstlosen Erinnerungszeichen empfangener Gnaden, welche ringsum hingen, an den einfachen Malereien, welche die obern Teile der Wände schmückten, traten die Unvollkommenheiten zurück, während die hervorstechenden Züge in einem gedämpften Tone so hervortraten, daß sie wie Meisterwerke der Kunst aussahen; und die Gesichtszüge, die bei Tage hart und herbe erschienen, erhielten in dieser Beleuchtung einen weichen und gewinnenden Ausdruck. Den wohltätigsten Einfluß aber übte dieses Licht auf die innere Stimmung. Es war, als ob es in der Brust ein ihm selbst entsprechendes heiliges Licht entzündete, welches heiter und ruhig die aufgeregten Gefühle überstrahlte, Stolz und Hochmut dämpfte, den Zorn beschwichtigte, die Härte des Herzens erweichte und die Falten böser Gedanken glättete. Die Seele wurde unter seinem Einflusse milde und weich und für zarte und innige Regungen empfänglich gemacht.

Güldene Brockensammlung.

In der schönen Stadt Bonn, am schönen Rhein — Da sollen wohl gute Menschen sein — Ihr Leserinnen, seht euch die Liste mal an — Was in Bonn da der dritte Orden getan — Ein solches Verzeichnis, mit so vielen Gaben — Die Leser bis jetzt nicht gesehen haben — Vertreten darin ist Greis und Kind — Und reich und Arm sich zusammen find't — Sie alle haben der Fräulein Zwick — Gebracht mit Freuden an die hundert Stück — Von Ringen und Ketten und Broschen in Gold — Und was erst die Sammlung bekrönen sollt — Legt ein frommer Herr der Brocken Hauf — Ein 1000-Markschein als Kränzlein auf — Als jung wir waren, noch Bonner Studenten — Da haben wir oft in frohen Momenten — Gesungen: Ihr Freunde, hoch! Bonna soll leben! — Laßt uns auf sein Wohl das Glas nun erheben — Die schöne, so glückliche Studentenzeit — Sie kam in Erinn'rung uns wieder altheut — Wie das Blitzen der Wellen im schönen Rhein — Wollt uns das Funkeln der Goldbröcklein sein — Drum heute wieder: Bonna soll leben — Und alle, die drin so reichlich gegeben — Und auf den Franziskusorden mög legen — Der liebe Gott seinen reichlichsten Segen.

In der Stadt Bonn von Mitgliedern des dritten Ordens vom hl. Franziskus:

Ein silberner Einsatz, 2 silberne Suppenlöffel, 3 Eßlöffel, 1 silberner Servietenring, 1 silberne Uhr, 3 silberne und 4 goldene Armbänder, 3 Goldstücke, 8 große Silbermünzen, Anzahl kleine Silbermünzen, 4 silberne Uhrketten, 1 Goldnadel, 1 Goldreif, 1 Silberreif, 29 Goldringe, 2 silberne Ringe, 11 goldene Kreuzchen, 7 goldene Broschen, 2 silberne Broschen, 3 paar goldene Ohrringe und 1 Einzelnes, 1 paar silberne Manschettenknöpfe, 1 goldener Manschettenknopf, Anzahl kleiner Goldsachen, 1 goldenes Kettchen, 1 silbernes Kettchen, 1 silberner Gebetbuchumschlag, 6 silberne Löffelchen, 1 goldenes Medaillon, 1 kleiner silberner Löffel, 1 Fünfmarkstück, 1 silberner Fingerhut.

Fr. H. 1000 Mark, gesammelt 305 Mark.
Aus Köln Frl. Tr. 5, Frl. B. zwei goldene Ohrringe mit Perlen.
Aus Holzbüttgen 50 Mark.
Aus Weckhoven 2 goldene Ringe.
Aus Lindenthal 2 goldene Ringe, 1 goldenes Armband.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neuß: 2 Ohrringe, 1 Nadel und 1 Bröschchen. Ungenannt von Neuß 1 Kreuz. Ungenannt von Dormagen 3 Mark.

Für den Bonifatiusverein von Neuß 1 Mark und 7 Mark.

Ungenannt 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Margarete.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.

(Autorisé par la censure de la 4te zône.)

St. Quirinus-Blatt

Wochenschrift zur religiösen Belehrung und Erbauung

Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.

Redigiert von P. Höveler, Rektor, Junkersdorf bei Cöln.

Nr. 32. Sonntag, 10. August. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 10. August: Laurentius.
Montag, 11. August: Tiburtius.
Dienstag, 12. August: Klara.
Mittwoch, 13. August: Joh. Bch.
Donnerstag, 14. August: Eusebius.
Freitag, 15. August: Joachim.
Samstag, 16. August: Hyacinth.

Sonntagslesung.

Habe Jesus Christus lieb.

Wohl dem, der es versteht, was es heißt, Jesum Christum lieben. Um der Liebe Christi willen, muß man auf manches, wohin eine vielleicht heftige, aber ungeordnete Liebe zieht, verzichten, denn Jesus will über alles geliebt sein.

Um die Liebe zu den Geschöpfen ist es ein unstetes, wandelbares Ding, die rechte Liebe zu Jesus aber ist treu und unwandelbar. Wer sich an ein Geschöpf hängt, fällt mit dem Hinfälligen, wer sich an Jesus hält, steht ewig fest mit dem Ewiglebenden.

Den mußt du lieben, den als deinen Freund behalten, der dich auch dann nicht verläßt, wenn dich alles verläßt und der dich nicht zu Grunde gehen läßt, wenn alles andere zu Grunde geht. Einmal mußt du dich doch von allen Geschöpfen scheiden, du magst wollen oder nicht.

Halte dich fest an Jesum im Leben und im Sterben und überlaß dich ganz der treuen Liebe desjenigen, der allein noch helfen kann, wenn alle andere Hilfe zu kurz kommt. Zudem wirst du im Grunde doch finden, daß fast alles verloren ist, was du nicht bei Jesus gesucht und so gerne bei Mitmenschen hast finden wollen.

Sobald du bei anderen deinen Trost suchst und deine Lust, so wirst du meistenteils nur Schaden und Herzeleid dabei gewinnen. Wenn du Jesus überall suchst, wirst du ihn auch überall finden und ganz besonders, wenn du Leid hast, denn wo Leid war, war Jesus zu finden und durch sein Kreuz hat er die Welt erlöst.

Thomas von Kempen II. 7.

Aller Dinge, die auf Erden
Mild und stark dein Herz befeuern,
Der Geliebteste sei Jesus
Er der Teuerste der Teuren!

Als er die Stadt sah, weinte er über sie.

Zweimal lesen wir in der hl. Schrift, daß Jesus geweint habe. Das eine Mal am Grabe des Lazarus, das andere Mal, als er von der Höhe des Oelberges Jerusalem überschaute und im Geiste all den Jammer, all das Unglück sah, das über diese Stadt hereinbrechen werde. Die Tränen am Grabe des Lazarus sind ein Beweis, wie sein Herz den innigsten Anteil nimmt an dem Erdenleid, das die Menschen trifft, die Tränen im Anblicke Jerusalems ein Beweis, wie weh seinem Herzen die Verirrungen der Sünde tun.

Aber wenn er nun im ersten Falle den toten Lazarus aus dem Grabe ruft und so das Leid in Freude verwandelt, konnte er dann in letzterem Falle nicht auch das Unglück abwenden, stand es nicht in seiner Macht, die Geißel des Gerichtes von der Stadt zurückzuhalten? Nein, im ersten Falle hat seine Allmacht mit den Gesetzen der Natur zu tun, deren Effekt er in jedem Augenblick aufzuheben oder zu ändern vermag.

Im anderen Falle aber rechnet Gott mit der Freiheit, die er dem Menschen gegeben, daß er sich den Himmel verdienen kann, die es aber auch dem Menschen möglich macht, durch Trotz, Unbußfertigkeit und Verstocktheit die Liebe und Erbarmung Gottes zu hemmen und seine Gnade, die den menschlichen Willen nicht nötigt, unwirksam zu machen. Widersetzt sich der Wille bewußt und hartnäckig Gottes Willen und Geboten, dann entzieht er der Barmherzigkeit Gottes den Boden und fordert die Gerechtigkeit Gottes zur Strafe heraus.

Und das hat Jerusalem getan. Die Propheten hat es verachtet. Isaias erhob wie eine Posaune seine Stimme und mahnte zur Buße und Umkehr, Michaeas sagte, wie Jonas der Stadt Ninive, dem Hause Jakobs das kommende Gottesgericht an, im Bußgewande durchzog Jeremias Jerusalems Straßen und klagte über des Volkes Versunkenheit, Johannes der Täufer predigte Buße zur Vergebung der Sünde, der Herr selbst kam in sein Eigentum und wollte Israels Kinder um sich sammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt. Doch Jerusalem wollte nicht, es blieb all diesen Gnadenerweisungen gegenüber verstockt.

So macht es auch der unbußfertige Sünder. Das Wort des Priesters, das dieser im Namen Gottes zum Heile der Seele spricht, nennt er ein lästiges Pfaffengeschwätz. Warum? Nun, weil es ihm zuwider ist, weil es Buße verlangt, die er nicht verrichten will, Aufgeben der bösen Gewohnheit, an den ihn süße Fesseln binden, Meiden der Gelegenheiten, zu denen es ihn immer wieder wie mit Sirenenstimmen zieht. Das Wort Gottes ist scharf wie ein Schwert, wer sich nicht durch dieses Schwert in Reue und Buße will zu seinem Heile verwunden lassen, der geht entweder diesem Schwerte vollständig aus dem Wege oder sucht ihm durch Spott und Verachtung die Spitze abzubrechen.

„Der Gottlose verachtet alles, wenn er in der Tiefe angelangt ist“, heißt es im Buche der Sprüchwörter. Jerusalem verfolgte nicht bloß die Propheten und entzog sich ihren Mahnungen, sondern es vergriff sich an Gottes eingeborenem Sohn. Ihn ließ es mit dem schweren Kreuze beladen durch seine Straßen wandern und vor dem Tore spottete es der Not seines Todes, zu dem es ihn hatte verurteilen lassen.

Ist das Leben, der Wandel eines unbußfertigen Sünders in gewissem Sinne nicht auch eine Kreuzigung des Herrn? Wie viele geißeln den Herrn durch ihren unlauteren Lebenswandel, drücken ihm die Dornenkrone aufs Haupt durch ihren Stolz und Hochmut, schlagen ihm die Nägel durch die Hände mit ihren ungerechten Taten, durch die Füße durch ihren Wandel auf gottvergessenen, bösen Wegen.

Jerusalem hatte aber die ihm gebotene Gnade zurückgewiesen und zuletzt, als es zum höchsten Grade der Verblendung gekommen, rief es aus: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“. Damit war das Maß voll, die Unbußfertigkeit besiegelt, Jerusalems Schicksal entschieden.

Etwas ähnliches trägt sich auch beim unbußfertigen Sünder zu. Gnade auf Gnade stößt er zurück, die Mahnungen guter Eltern und Lehrer, die Warnungen guter Freunde, er hört keine Predigt mehr, betet nicht mehr, geht nicht mehr zur Kirche, beichtet und kommuniziert nicht mehr. Immer dichter legen sich die schwarzen Schatten der Sünde um das Auge seiner Seele, immer tiefer gerät er in den Sumpf. Die Stimme Gottes, die ihn zurückruft, vernimmt er nicht mehr, die Hand Gottes, die ihn retten will, hat er losgelassen und zuletzt sinkt er unter und wird verschlungen von seiner eigenen Bosheit, wie der trotzige König Pharao von den Fluten des Meeres.

Titus zerstörte die hl. Stadt von Grund aus. Vordem in Pracht und Herrlichkeit die Zierde und der Schmuck des Landes,

ward sie nun eine traurige Ruine, eine öde Brandstätte, ein Haufen Trümmer. So geht es auch mit der unbußfertigen Seele.

Ein Tempel des hl. Geistes durch die hl. Taufe, sind in ihm nun niedergerissen die drei Säulen: Glaube, Hoffnung und Liebe, die das Gebäude trugen, zerstört der Bilderschmuck der Tugenden, der sie einst so schön gemacht, leergebrannt das Herz durch die Glut der Leidenschaften — ein öder Trümmerhaufen, ein zerstörtes Königsschloß, in dem das Grauen wohnt, und vor dem der Sünder selbst erschreckt.

Jerusalem bleibt in Trümmer liegen, ja, die Legende erzählt, als nach 300 Jahren Kaiser Julian den Versuch machte, über den Resten eine neue Stadt zu erbauen, seien Feuerflammen aus dem Boden hervorgebrochen und hätten den Aufbau vereitelt und zerstört.

Möge es mit uns armen Sündern nicht so werden. „Gott will nicht den Tod des Sünders", so schwört er beim Propheten Ezechiel, „sondern daß er sich bekehre und lebe". „Heute, wo ihr meine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht." Und hast du bisher nicht auf seine Stimme gehört, dann laß dich doch heute erweichen durch seine Tränen.

In den Tränen liegt eine eigentümliche Macht. Sie sind der Ausdruck der tiefsten Gemütsbewegung. In den Augen liegt das Herz und in den Tränen, die sie weinen, der größte Schmerz. Es mag ein Sohn gegen seine Mutter sich noch so weit vergessen, ihr unehrerbietig begegnen, mit Trotz ihr entgegentreten, ihren Befehlen sich widersetzen, ihre Mahnungen verachten, sieht er sie aber zuletzt in Tränen ausbrechen und weinen, dann müßte er ein Herz von Stein haben, wenn er da nicht abließe von seiner Beleidigung und Reue empfände über das, was er ihr angetan.

Soll nicht auch der Sünder durch die Tränen des Herrn erweicht und zur Reue und Buße gestimmt werden, ehe die Tage jener Heimsuchung der Gerechtigkeit kommen, wo ein unglückseliges Ende für den verachteten Erlöser seine Stimme erheben wird:

„Wenn doch Jerusalem erkennen wollte,
Was ihm zum Heile dienet und zum Frieden;
Nun ists verborgen ihm, was ihm beschieden!"
So klagt der Herr. Und seinem Aug entrollte
Das Bild sich von dem Greuel der Zerstörung,
Ein Bild auch von der ganzen Welt Betörung
Und ihrer Schuld, für die er sterben sollte.
Und Jesus weinte; Ach, daß deine Zähren,
O Herr, der Menschheit nicht verloren wären,
Und sie als Dank dir Reuetränen zollte!

Die Kinder der Welt sind klüger, als die Kinder des Lichtes.

An Sonntag Nachmittagen kommen gewöhnlich zwei gute Freunde aus der Stadt in unser stilles Heim. Wir plaudern dann ein Stündchen, weniger über politische Dinge, von denen wir durch die Zeitungen übersättigt sind, als vielmehr über kirchlich-religiöse, theologische und philosophische Fragen.

Heute hatten wir gerade das Evangelium vom ungerechten Verwalter, und so kam denn auch die Sprache auf diese Erzählung des Evangelisten Lukas. Es war mir nicht auffallend, daß gerade dieser Abschnitt die Aufmerksamkeit der Herren in Anspruch nahm, war ich doch überzeugt, daß sehr vielen, die heute in der Kirche waren, bei Verlesung dieses Evangeliums manches unklar gewesen. Und das ist auch begreiflich. Hat doch kein anderes Gleichnis unserer Evangelien von jeher sowohl der wissenschaftlichen Erklärung, wie der Anwendung auf das sittliche Leben so viel Schwierigkeiten bereitet, wie das dem Lukasevangelium eigentümliche Gleichnis vom ungerechten Verwalter. Meine Freunde meinten nun, ich sollte dem Evangelium in einem Artikel des Sonntagsblattes eine Erklärung widmen. Es würde gewiß viele Leser interessieren. Wir folgten gerne der Aufforderung und schrieben nach dem Weggange der beiden das Folgende nieder:

Die Schwierigkeiten in der Erklärung dieses Gleichnisses entstehen wohl dadurch, daß man in dieses Evangelium zu viel hineinlegen will, und damit etwas, was eigentlich nicht darin zu finden ist. Der Aufbau des ganzen Gleichnisses ist einfach und durchsichtig. Es beschreibt die peinliche Lage, in die ein ungetreuer Verwalter geraten ist, die Ueberlegung, die er anstellt, um aus dieser Lage herauszukommen, den spitzbübischen Weg, den er dazu einschlägt, dann die auf den ersten Blick überraschende Stellung, die der betrogene Herr zu dem Schelmenstück seines bisherigen Verwalters einnimmt und endlich die Anwendung, die der göttliche Heiland für seine Jünger aus dem Gleichnis zieht. Es ist, wenn man will, eine echte Schiebergeschichte, wo jeder seinen Vorteil sucht.

Man muß nun diese Erzählung einfach als Erzählung werten, als ein Vorkommnis aus dem wirtschaftlichen Leben nehmen, wie es vorkommen konnte und heute noch, wenn auch in veränderter Form, vorkommen könnte. Man muß dieses Gleichnis nicht, wie das bei vielen anderen Gleichnissen möglich und richtig ist, allegorisch auffassen, d. h. demselben nicht einen Sinn beilegen, der noch eine höhere erhabenere Wahrheit zum Ausdruck bringen soll, als der ursprünglich darin liegende Gedanke besagt.

Infolge dessen sind es auch müßige Fragen, wer unter dem reichen Manne und unter dem betrügerischen Verwalter verstanden werden soll.

Jesus erzählt einfach einen Vorgang, der innerhalb der wirtschaftlichen Verhältnisse Palästinas sich ereignen konnte. Er dient ihm zur Beleuchtung und Einschärfung eines bestimmten Gedankens. Dabei erfährt die Erzählung allerdings eine auffallende Zuspitzung, die aber ganz besonders dem Zwecke dient, um dessentwillen die Geschichte erzählt wird. Das ist das Lob, das der reiche Herr dem untreuen, aber gerissenen Verwalter spendet.

Dieses uns unbegreifliche Lob des reichen Herrn wird durch den Satz, der wohl ein Einschiebsel des Evangelisten selber bildet, der darin seine Anschauung wiedergibt, und worin er sich in seiner Ausdrucksweise so recht als Schüler des hl. Paulus zeigt, erklärt: „Die Kinder der Welt sind in ihrer Art, d. h. im Verkehr mit Ihresgleichen klüger, wie die Kinder des Lichtes".

Damit rechnet der Evangelist offenbar auch den reichen Mann selbst, diesen Großgrundbesitzer, zu der Sippe der Kinder der Welt, zur Klasse der Schieber, der Mammonsknechte. Denn wie hätte ein „Kind des Lichtes" eine Handlungsweise loben können, die, mag sie auch noch so berechnend und schlau gewesen sein, in sich böse und verwerflich war?

Wenn darum der Herr den Verwalter lobt, so tut er das aus seiner eigenen Gesinnung heraus, in dem Gedanken: diese Schlauheit paßt in unseren ganzen Betrieb, in unsere Gewohnheiten. Ein Gauner muß eines anderen Gauners Schlauheit doch anerkennen, wenn er auch selbst begaunert worden ist.

Im Kreise der Kinder der Welt, die voller Berechnung und Verschlagenheit sind, herrschen eben ganz andere Anschauungen und Grundsätze, wie bei den Kindern des Lichtes. Da braucht es niemanden zu wundern, wenn der Betrogene die Schlauheit des Betrügers lobt und anerkennt. In „dieser" Welt ist es ja der Erfolg allein, der den Ausschlag gibt. Der Nutzen bestimmt das Handeln, sittliche Grundsätze gelten da nichts.

Jetzt tritt aber auch der Vergleichungspunkt, auf den es dem göttlichen Heiland einzig und allein ankommt, mit aller Schärfe hervor. Er will die Klugheit betonen, mit der der Verwalter seine fatale Lage ausnützt, um, wenn auch mit fremdem Geld, seine Zukunft sicher zu stellen.

Kluge Benutzung des Augenblicks, ehe es zu spät ist, das ist die Nutzanwendung, die der Jünger Jesu für seine Lage und den Gebrauch der ihm zu Gebote stehenden Mittel aus der Erzählung ziehen soll. Daß dabei für ein Kind des Lichtes ungerechte und verwerfliche Mittel überhaupt nicht in Betracht kommen können, ist ebenso selbstverständlich, wie die Kluft zwischen dieser Welt und der Welt des Lichtes tief und unüberbrückbar ist.

Die Mahnung greift nun noch einmal auf das Gleichnis voll zurück. Wie jener Verwalter sich durch seine Klugheit eine Wohnung sicherte bei seinen Freunden, so sollen die Jünger auch auf die Zukunft bedacht sein, sich Freunde zu machen, die sie in die himmlischen Wohnungen aufnehmen.

Und wenn der göttliche Heiland sagt: machet euch Freunde mittels des ungerechten Mammons, so braucht man nicht darüber große Untersuchungen anzustellen, in wie weit der Mammon überhaupt als ungerechter bezeichnet wird. Diese Bezeichnung ist einfach ohne weitere Einschränkung oder Deutung ganz natürlich aus dem Gleichnis herübergenommen, wo ja das ganze Gebahren als ein ungerechtes vor Augen lag.

Daß also jeder Geldbesitz — das Wort Mammon deutet schon für sich eine Unordnung an — ein ungerechter, und unter welchem Gesichtspunkte er das sei, wird damit gar nicht besonders betont. Die Jünger werden gemahnt: benutzt treu die Talente und Güter des Leibes und der Seele, die nicht euer Eigentum sind, sondern worüber ihr nur Gottes Verwalter seid, in jedem Augenblicke eures Lebens, denn, wenn diese Güter euch ausgehen, wenn sie euch im Tode genommen werden, ist eine Verwendung zum Besten eurer Seele nicht mehr möglich.

Geistessammlung.

Man hört so oft in Predigten oder liest in Erbauungsbüchern besonders auch von der Geistessammlung, und im Leben der Heiligen, daß gerade sie derselben sich besonders beflissen hätten. Was versteht man denn unter Geistessammlung?

Wir kennen das Brennglas. Es ist eine so geschliffene Linse, daß alle in das Glas fallenden Sonnenstrahlen auf der anderen Seite sich in einem Punkte treffen und dadurch, indem sie die Wärme dieser Strahlen auch auf diesen Punkt sammeln, eine so große Hitze erzeugen, daß sie leicht entzündliche Gegenstände in Brand setzen. Die sonst nach allen Seiten sich verbreitenden Strahlen und ausstrahlende Wärme sind also hier gebunden und dem Sichverflüchten entzogen.

In Aehnlichkeit damit versteht man unter Geistessammlung die Einigung der verschiedenen Seelenkräfte auf einen und denselben Gegenstand. Wenn Phantasie, Gedächtnis, Verstand und Wille auf die nämliche Sache gerichtet sind, ist Sammlung vorhanden.

Das Gegenteil davon ist Zerstreuung. Sie tritt ein, wenn verschiedene Seelenkräfte auf verschiedene Gegenstände gerichtet sind, z. B. die Phantasie sich mit einem anderen Ding beschäftigt, als worüber man nachdenken will und soll, meinetwegen die Kinder das Spiel im Kopfe haben, wo sie ihre Schularbeit machen sollen.

Sammlung findet sich bei allen Menschen, die ernstlich über einen Gegenstand nachdenken. Besonders ausgeprägt erscheint sie bisweilen bei den Männern der Wissenschaft. Sonderbarer Weise nennt man aber die Sammlung bei diesen Zerstreutheit. Gibt es ja eine Menge Anekdoten über die Zerstreutheit der Gelehrten. Sie lassen überall ihren Regenschirm stehen, verwechseln die Hüte, suchen nach der Brille, die sie auf der Nase haben. So kannte ich einen sehr gelehrten Professor, der später auf einem kleinen Landdörfchen Pastor wurde. Zuweilen trat in der Predigt eine Pause ein. Natürlich horchte jetzt alles auf. Nach einiger Zeit sagte der Herr Pastor laut: „Es ist richtig", und fuhr dann in seiner Predigt fort. In der Pause hatte sich der gelehrte Herr darüber vergewissert, daß der eben von ihm ausgesprochene Satz auch wirklich ein Ausdruck seines tiefen theologischen Wissens war. So sind gelehrte Leute oft in irgend einen Gegenstand so vertieft, daß sie ganz vergessen, was um sie her vor sich geht. Ist der Gegenstand der Geistessammlung Gott, wie im Gebete, bei der Betrachtung, so haben wir die religiöse Sammlung, das andächtige Gebet.

Diese Sammlung ist nun für jeden von uns von der allergrößten Wichtigkeit. Ein ungesammeltes, frenwillig zerstreutes Gebet ist eben kein Gebet. Wenn im Gebet Gott nicht gegenwärtig ist, was kann dann das Beten nützen? Ihn trifft der Vorwurf des göttlichen Heilandes: „Das Volk ehrt mich mit den Lippen, ihr Herz aber ist fern von mir".

Wollen wir aber gesammelt bleiben, müssen wir das Herz, zunächst die Phantasie vor zerstreuenden Eindrücken bewahren. Nun kommen aber diese Eindrücke durch die äußeren Sinne, durch Auge und Ohr, die die Vorstellung von Außendingen der Seele vermitteln, oder durch die Zunge, die Inneres, Gedanken, Wünsche und Gefühle nach außen kund gibt.

Folglich muß diesen drei Sinnen beim Gebet der unnötige Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten werden, wenn Sammlung und Andacht eintreten soll. Da ist nun in erster Linie der Vorwitz der Augen zu zügeln.

Wir wundern uns oft, daß der Kirchenbesuch mit seinem öffentlichen Gebetsleben so wenig Einfluß auf das eigentliche sittliche Leben hat. Andererseits beurteilen wir gern nach der großen Zahl der Kirchenbesucher oder der Kommunizierenden auch den innerlichen religiösen Hochstand einer Gemeinde. Ob das in allweg ein richtiger Maßstab ist?

Ist es nicht merkwürdig, daß die meisten Kirchenbesucher unten in der Kirche, wo möglich unter dem Turm, im dichtesten Gedränge stehen, während oben Platz genug ist. Und sind es nicht gewöhnlich die jungen Burschen und Mädchen, die ohnehin den Kopf voll von allerhand Dingen und Phantasien haben, die dort Posto fassen. Wird nicht gerade dieser Platz zum Beobachtungsposten, zu sehen, wer da herein kommt, wer einen neuen Hut, ein neues Kleid, eine neue Haarfrisur, einen neuen Mantel etc. hat, alles Dinge, die die jungen Leute viel lebhafter interessieren, als der Bußgesang: „Hier liegt vor deiner Majestät", oder, was der Pastor oder Vikar über das Evangelium predigt.

Wenn es schon für jeden, der gut beten will, so schwer ist, die Sammlung zu bewahren, was mag aus dieser Sammlung in den Trüppchen da unten werden?

Mein Gott, wie viel Aeußerliches gibt es bei uns im religiösen Denken und Leben, und zwar gerade dort, wo wir uns eben, wie in die Kirche, hinbegeben haben, um uns vom Aeußeren loszumachen und zu verinnerlichen. Was wollen eigentlich die gemalten Fenster in der Kirche mit den Heiligenfiguren darin? Sie sollen das äußere Licht abhalten, uns von der Welt abschließen und statt der irdischen Gedanken himmlische in uns wecken.

Man steht jetzt selbst in den kleinsten Orten verwundert und betrübt vor der Tatsache, wie schnell es doch in allen Schichten der Bevölkerung mit der Religion abwärts gegangen, wie viele für das religiöse Leben abgestorben seien. Aber man frage sich einmal: Hat denn auch wirklich in den Gemeinden vor dem Kriege ein tieferes religiöses Leben geherrscht, ist den Leuten wirklich Gebet, Kirchenbesuch und Sakramentempfang eine Quelle innerer Erneuerung gewesen? Oder haben die vielen, die äußerlich alle die frommen Uebungen mitmachten, nicht das vielleicht aus Gewohnheit getan, ohne innerlich dem Höheren, Gott und seinen Geboten zugewendet zu sein?

Die Zeiten der ersten Christen sind vorüber, wo die Gläubigen nicht bloß im Gebet, sondern auch in der Liebe vereint waren, wo diese so glühte, daß man alles sogar Hab und Gut mit einander gemeinsam hatte, wo die Freude des einen die Freude des anderen war und das Leid des einen von dem anderen mit empfunden und getragen wurde. Und das ist doch eigentlich der Zweck des Gebetslebens, luns immer mehr mit inniger Liebe mit Gott zu verbinden und in dieser Gottesliebe auch alle die Pflichten der Liebe und der Gerechtigkeit, kurz der sozialen Tugend zu erfüllen, die das Menschenleben so glücklich machen.

„Wer gut zu beten weiß, der weiß auch gut zu leben". Möchte man diesen Spruch des hl. Augustinus wohl und oft beherzigen, aber dann auch den Nachdruck nicht auf das Beten, sondern auf das gut Beten legen, dann würde man gewahr, wie falsch das Wort ist: „Was habe ich vom Beten?" Der einzelne wie die ganze Menschheit hätte viel von ihm. Es wäre die immer fließende Quelle ihrer inneren Erneuerung.

„Eingesandt".

Die sehr verehrte Leserin, die entrüstet über den Brief, den der Herr Referendar Fitzlibum auf Aufforderung der Fräulein Minna an diese geschrieben und darob anonym ein „Eingesandt" geschickt mit der Forderung, dasselbe zu veröffentlichen, hat uns bis jetzt ihren Namen nicht genannt, und da grundsätzlich anonyme Zuschriften keine Berücksichtigung finden, bedauern wird, den Lesern nicht das Vergnügen machen zu können, von dem Schreiben Kenntnis zu nehmen. Da aber die Beschwerde eigentlich an die Adresse des Herrn Fitzlibum gerichtet war, haben wir diesem das „Eingesandt" übermittelt. Hier seine Antwort:

Sehr geehrtes Fräulein X — Werfen würd' ich mich in Wichs — Wenn ich wüßte, wo Ihr Haus — Ging mir selbst der Atem aus — Wärt', wenn noch so hoch die Stiegen — Hurtig ich hinüberfliegen — Um ganz höflich zu erfragen — Was mir denn wohl eingetragen — Ihren Zorn, weil ich gesagt — Etwas, was man mich gefragt — So Sie aber woll'n vergeih'n — Wenn ich muß der Feder leih'n — Was ich hatte auf der Zung' — Liegen als Entschuldigung — Erst ist es mir wunderlich — Daß Sie könn'n entrüsten sich — Ueber ein paar kleine Reime — Sie, ich mein' noch heut, ich träume — Mit die Minna, meine Braut — Haben glücklich angetraut — Sie, an die der Brief geschrieben — Wollt' sich darob nicht betrüben — Heut noch hat als teurer Schatz — Er in ihrem Duke Platz. —

Sie meinen nun, Fräulein, von einem Mann — Ein Mädchen nähm niemals Belehrung an — Was später als Frau es zu tun habe — Es fiel ihm nicht ein, an des Magnes Stabe — Gebunden durchs Eheleben zu gehen — Selbständig zu handeln, würd' es verstehen — Es bestimme selbst, wie lange es schlafen weil — Ob Strümpfe und Hosen es stopfen soll — Ganz liegt es an ihm, wenn auf es sieh' — Und vorher ans Bett beschte den Tee — Besuch von Kinos, Theater, Konzert — Wo wäre der Grobian, der das ihm verwehrt' — Und was es erst trüge für ein Kleid — Ob es sei von Sammet oder von Seid' — Und welche Feder auf seinem neuen Hut — Es meine, sie stand ihm besonders gut — Wie oft und wie lange es Toilette mache — Das sei ganz seine persönliche Sache — Auch ob es vorzieh' das Romane-lesen — Dem Umgang mit Stäuber, Buchfuch und Besen — Erst fragen zu müssen, was ein neues Kostüm — In heutiger Zeit wohl koste ihm! — Das alles weiset ein Mädchen von Stand — In berechtigtem Stolze gleich von der Hand. —

Liebes Fräulein, daß ein Mädchen — Spinnen kann ihr eigen Fädchen — Räum ich gerne Ihnen ein — Doch geschätztes Fräulein — Ob ein Mann ein solches Kätzchen — Nennen möcht' sein liebes Schätzchen — Das ist doch die große Frag' — Und die Sache doch so lag: — Daß man mich darum ging an — Ich möcht' sagen, was ein Mann — Daß ihm vor der Wahl nicht bang — Wohl von seiner Braut verlang' — Nun, das hatt' ich aufgeschrieben — Und die Freud' ist mir geblieben — Daß die Minna, ganz entzückt — Von dem Brief, noch heut beglückt, — Sagt zu mir: mein Fitzlibum — Was du schreibst, war gar nicht dumm. —

Nun aber, Fräulein, noch eine Bitte — Wenn nächstens noch einmal zu einem Schritte — Sie gegen mich sich veranlaßt sehen — So mög' es doch nicht anonym geschehen — Das tut kein Mädchen von feinem Takt — Ein Bäcker, der seine Brötchen backt — Der sagt: von Schubert, Schiller und Schiller — Von Meller, Miller, Möller und Müller — Kämen die Weckle in, man möcht' davon essen — Den Namen der Firma dann nicht vergessen — Doch werden Sie meine Adresse vermissen — Drum tue bescheiden ich Ihnen zu wissen — Der Redakteur des Blättchens, der ist mein Freund — Er Ihnen es sicher nicht verneint. — Die Briefe an mich gleich zu besorgen — Nichts für ungut, mein Fräulein, schönen guten Morgen. —

Nachschrift der Redaktion: Mir, Fräulein, wär es höchst interessant — Wenn Gelegenheit ich hätt' zu machen bekannt — Sie mit Frau Minna und Herrn Fitzlibum — Drum nehmen Sie Fräulein es mir nicht krumm — Wenn ich Sie alle drei auf nächsten Sonntag lade — Zu einem Täschen Stollwerks Goldschokolade — Ich würde mich freuen, Sie bei mir zu sehen — Und wenn Sie dann würden nach Hause gehen — Dann sagten Sie sicher: Die Fitzlibumsleute — Die lernte ich kennen eigentlich erst heute — Die Minna, die mir geschienen so dumm — Weil sie geschrieben dem Fitzlibum — Die zeigte sich heute als prächtige Frau — Und zu Herrn Fitzlibum selber ich schau — Nun mit ganz besond'rer Verehrung ich auf — Man muß zwar nehmen bei ihm in den Kauf — Manch Scherzchen, er ist eben ein junges Blut — Doch keiner Fliege er wehe tut — Er kennt die Frauen und all ihre Sachen — So daß ich hab' mich geschüttelt vor Lachen — Was er da alles zum Besten gab — Doch verschwiegen, wie ich bin, sinkt's mit mir ins Grab.

Die Lampe des Heiligtums.*)

Die Lampe brennt hell.

„O, daß ich wäre wie in den Tagen, da mich Gott beschützte, als seine Lampe über meinem Haupte glänzte." (Buch Job 29, 2, 3.)

Tief in den Pyrenäen, nicht weit von der spanischen Grenze, stand im vorigen Jahrhundert auf einem Hügel, welcher der Marienberg hieß, eine kleine, uralte Muttergottes-Kapelle. Sie war von fester, aber einfacher und anspruchloser Bauart; doch innen war sie reich geschmückt.

*) Die folgende schöne Erzählung ist von Kardinal Wisemann, dem Verfasser des schönen Buches „Fabiola".